

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 30

Artikel: Der Usflug [Schluss]

Autor: Balmer, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unser selbstloses Arbeiten für Kunst und Harmonie verschönern. Nein, hier mit dem Anteil an den Lebensgütern, der mir gehört sogut wie dem selbstischen Genüßling, dem Broz und dem Schlemmer!

Wir sind so fast ohne Ausnahme Materialisten geworden, die nach dem „Mehr“ die Hände ausstrecken. Dieses „Mehr“ schwimmt im Strome des Alltags an uns vorüber. Silbern und golden glänzen seine Schuppen zu uns herauf. Tausende — Millionen — das ganze Volk steht am Ufer und angelt — und wir sollten fern bleiben? Erst sehen wir dem Treiben Kopfschüttelnd zu. Der da, der angelt wirklich geschickt! Schon einen ganzen Haufen der goldenen Fische hat er neben sich gehäuft. — Jener staunt in die Luft. Sucht er nach der Verche im Blau, die ihre Triller über die schöne Sommerwelt ergießt? Sieh, der schlaue Nachbar löst ihm den Fisch von der Angel; der Träumer merkt nichts. Nun hat der Geschickte genug gefangen; nun eilt er hin auf den Markt. Er ist der erste, er macht das Geschäft. Der Mann wird zu seinem „Mehr“ kommen: heute das Roß, morgen das Haus, übermorgen die Villa und das Automobil. — Ein schneidiger Typ! Dem mache ich's nach! Die Angelrute und den Platz habe ich glücklich von ihm erstanden. Nun heran die Kochspeise! Den lebendigen Wurm an die Angel spießen? Wie draufam! Nein, das bringe ich nicht zustande! Ein Stück Fleisch tut's auch. Das Auge unverwandt auf den Schwimmer, daß der richtige Augenblick nicht verpaßt wird! Der Träumer nebenan hat einen guten Zug getan; er jubelt laut und zeigt mit den Fingern. Ich kann nicht umhin, ihm freundlich Antwort zu geben. O weh, der erste Anbeißer ist mir entwischt! — Ein Unfall! Einer ist ins Wasser gefallen. Was? die lassen den Armen ertrinken und fischen ruhig weiter? die Schändlichen! Wer hilft retten! Eilt, helft! Während ich retten helfe, stiehlt mir einer die Rute. Schelm! Räuber! Schandbube! Gib sie zurück! Nachbarn, helft mir zu meinem Recht! — Ei, hättet für dich geschaut!

Es ist so: wer heute den Gelderwerb übt nach allen Regeln der Kunst: keine Gelegenheit verpaßt, keinen Skrupel Gehör schenkt, die ganze Aufmerksamkeit dem Geschäft widmet und sich ja nicht von der Sache ablenken läßt — der kommt zu seiner Sache ganz unfehlbar. Doch eines schaft sich nicht für alle. Ein Teil der Menschen kommt nicht zu Geld und kommt nicht zur Sache. Wir kennen diese Unglüdlichen: es sind die mit Künstlerloden und nach innen gerichteten Blicken, die Grübler und Erfinder, die Väter und Mütter aus dem untern Volke, die ein schweres Familienkreuz tragen. Und — leider — der Trost: Sie säen nicht und ernten nicht und der Vater nährt sie doch — gilt nicht für sie, kann nicht gelten; denn der Mensch, der unter Menschen lebt, hat ein Maß von Lebensgütern zu seinem Glücke nötig, und das schafft ihm nur das Geld, zu dessen Erwerb er nicht die Zeit und das Talent hat.

Es gibt noch ein höheres Ziel im Gelderwerb als der Sachbesitz. Geld verschafft nicht nur das „Mehr“, sondern auch das „Genug“. Wenn ich so viel Geld erworben habe, daß ich aus den Zinsen auskömmlich leben kann, ja, sollte das mir nicht am Ende eines arbeitsreichen Lebens genug sein? Genießen doch nach meinem Tode noch die Kinder von meiner Arbeit, ja, wenn sie es klug anstellen, so werden auch sie zu diesem „Genug“ gelangen. Eine herrliche Einrichtung, dieses zinstragende Geld! Nein, wer das Geld verachtet, ist ein Narr!

Ich will meinen Gedankengang hier abbrechen. Denn was nun käme, ist Rezerei, riecht nach Revolution.

Nur dies: Von 10 Erwachsenen kann nur einer auskömmlich aus den Zinsen, also arbeitslos leben. Die 9 andern müssen zuhauen. Schlimmer: müssen einen Teil ihres Arbeitslohnes hergeben, um die Zinsen des Einen zu aufzunehmen. Müssen? Ja, denn der Eine besitzt das Geld, das sie zum Arbeiten und Existieren nötig haben. Und da der Staat seinen Besitz schützt, kann er den Zins er-

zwingen: willst du nicht, so bekommst du mein Geld nicht. Erzwingen kann er den Zins, weil das Geld, das heutige Geld, wertbeständig ist (wir meinen nicht die Mark und die Krone, sondern das normale Geld, unser Geld z. B., das infolge des Preisabbaues sogar über-wertbeständig ist). Dieses Geld behält, ja vermehrt seinen Wert, während alle andern Sachgüter das nicht tun werden und mit der Zeit an Wert verlieren. Darum geht das Geld allen Gütern voran; man kann es ohne Risiko anhäufen, dem Verkehr entziehen; das tut man klugerweise nicht; aber man könnte es ohne Schaden tun, und das genügt, um dem Geld die zinserzwingende Macht zu sichern.

Man ist heute dem Problem auf den Fersen, wie man dem Gelde den Giftzahn (Zins) ausziehen könnte. Zinsloses Geld: ein ideales Tauschmittel, das den ganzen Arbeitslohn garantiert. Wer vorher für den Zinscherrn gespart hat, spart nun für sich. Für die Alten und Kranken und Kinder sorgt wie heute, nur in besserem Ausmaße, die Allgemeinheit. Die gleiche Plattform für alle ist da; der Tüchtige hat freie Bahn. Die Klassen verschwinden, weil sie keine Familien- und Standesgüter ansammeln können, die Zins erzwingen; denn auch die Grundrente gehört der Allgemeinheit. Auch der Klassenkampf verschwindet. Die Agitatoren und Berufspolitiker und Volksvergister sterben aus. Streiks sind nicht mehr nötig; denn der Arbeiter hat, was ihm zukommen soll. Ob Kriege möglich sein werden unter Völkern, die im sozialen Frieden leben? Nicht gut denkbar!

Eine Utopie!? Sie wächst im Volke. Wir haben allen Grund, die Entwicklung dieser Idee, gestern noch von einigen Männern, heute schon von Tausenden getragen, zu verfolgen. Wir klagen immer über den Materialismus der Zeit. Das sprechendste Symbol dieses Materialismus ist das Geld, präziser: das Gold mit seiner Fetisch-Kraft, die im Goldwährungswahn ihre fatalste Auswirkung findet. „Nach Gelde drängt, am Gelde hängt doch alles. Ach wir Armen!“ Man weiß warum. Nun denn! Ueber den Materialismus der Zeit schimpfen, gilt nicht mehr.

Eine große Lastenabschüttelung bereitet sich vor. Die Reparationen werden fallen, müssen fallen. Die Völker werden sich — aus Selbstbehaltung — die Schulden schenken müssen. So wird der Völkerfriede kommen!

Eine noch größere Seisachtheia gilt es vorzubereiten, um den sozialen Frieden in die Völker, auch im Schweizervolke, auferzustehen zu lassen. Gewiß noch lange, bange Jahre werden vorbeifließen, ehe wir durch das Rosentor dieser schönen Zukunft einziehen werden.

H. B.

Der Usslug.

Vom Emil Balmer. (Schluß.)

„Wosch ase öppis?“, seit Robi underwägs zue re; si het ne gwüß afange duuret. — Aber si het nöd möge luege u nöd möge rede u überhaupt nöd möge si, verschwinge de möge ässe oder trinke. — Der Robi het schwär treit a sny große Plaid u Marteli het o gnue gha zergge a sny Botanisierbüchse, aber di schwersti Lascht het doch d'Frau Ramsener ds Guggisbärg uf gschleift, ja ganz sicher. Es het ere si uf ds Gmüet gschlage u d'Bei si re worde wi Blei eso schwär u je größer u balliger di wönze Wulste hinder der Egg si ufgstooke, dest eländer u schwärer ischs der arme Frau worde um ds Härtz. — Aber wil ja amene Mensch nie meh ufglade wird im Läbe, als daß er mattrage, het o d'Frau Ramsener ihre Chummer u ihri Burdi mit Heldenmet uf sech gno. Si het für sich sälber afa rächne, wi viel äch öppé dä Wasserlade würd choschte u göb si's äch chönn erschwinge u vilich, vilich — isch de wieder es Tröscheli derhär chö, — vilich ha ne ja gar nöd offe glah! — So isch es di ganzi Znt ging uf u nider mit der Hoffnung u der Angst u dermit isch si den andere ging nache — mi ha wohl säge, nachgammeret, un uf ds Mal si am

Guggershörnli anne gsi. Da di längi Stägen uf chömm si de richtig nid, het si grad erklär, wo si zum Felse use sy cho, „i bi sowieso sturm hüt u wott de nid no ab däm lüzele Wäfe abegheie.“

Aber Robi u Marteli sy use u hei gar gruehmt, wi das e prächtigi Ussicht sing vo däm Chängeli us.

„Mueter, chumm doch o use cho luege,“ het Robi abegreift, „lue, mit däm Fäldstächer, wo mer Brügger Uernschtu het mitgäh, isch es gar tonnerli es schöns Luege; mi gseht missech es jedes Hüttli am Tura äne u ds Friberg-münschter da me grad gryfe, so noch schynt es.“

„Aha, i ma nid, lue du mira für mi o, i ha glynch e fe Freud meh....“

We me e Stei im Mage het, ischs eim nid um ds Wesse, ma me no so nüechter sy u ma d'Sach no so appetitlig usgseh. — Verschte Mäl i ihrem Läbe, oder ömel syt si ghürate isch gsi, hätti jez d'Frau Ramseyer ghochet zum Tisch chönne, aber si het nüt abebracht, höchstes es Tröpfeli Gaffee. U Robi sälber het o stuf müeke worgle a syr Wurscht un am Brot, wen er's cho ging mit Dünnum bschüttet het. Bim Marteli hingäge isch di Schattewulche wägem Wasserhabne zersch verfloges gsi. Ales het sy Milch schön ordeli inegsürggelet un isch nachhär i d'Matte gsprunge, het dert no es paar Meitschi gfunne u mit ne gangglet. Derna isch es ga-n-es großes Buggee vo Esparsette u Salbine u Margritte bräche. Es het dä Meie mit bede Hänne müeke ha, wo's oben abe chunnt cho zgumpe: „Lue Muelti, lue!“, jubilierts cho vo wntem.

„Psst, still, es schlafst!“, seit der Batter hübscheli u dütet ihm abzuhöde. — Marteli het di Blüemli ines Wässerli gleit, daß si schön frisch blibi — nachher isch es uf Batters Chutte abgläge un isch bal druf o ngihlafe. — Ramseyer Robi het si müüsli still gha, het es früches Göhni gstopft u mit eme haslige Eschli albeneinisch d'Bräme u d'Mügge ewägg gjagt, wo d'Mueter u ds Marteli hei wölle cho plage....

D'Frau Ramseyer het o spät Fürabe gha em Samstig, het no Stäge gfägt u süssch allergattig gmacht un isch em Sunntig i aller Herrgottsfürechi uf — derzue du di Heziagd u di grüsligi Angscht u di groki Hit —, da me res da verüble, we si fasch stillständige ngschlafen isch? —

Un es isch es Glück gsi für se, daß si het es Stündli Ruch gha. Si het ab allem vgnauke no der Gugger ghört rüege am Schwändelbärg äne. Das Gsumm vo de Beii u Bräme zringsum het se zoollem ngschläferet. Aber glyn isch das Summe u Sürme schöner u luter worde u du het d'Frau Ramseyer ghört singe, gar wunder, wunderschön. Si isch undereinisch useme schöne Schiff us em Murteese gfare; näbezuge isch Robi ghodet u het se so lieb agluegt. Si sy zäme uf em Hochzntsreisli gsi u hei ds Mürtemeili ging no ngsteckt gha. Res Wüllli isch am Himmel gsi u der See isch so glatt gsi wi ne Spiegel. Jez isch der Gsang necher cho; schöni, wñk agleiti Meitschi sy vorere gstanne, fasch so schön wi Aengle, un us ds Mal sy si im Chor vom Bärnermünschter gsi. „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit,“ das hei si gsunge u grad wunder, wunderbar. Jez het me Musig ghört u du chunnt bigott d'Bläschmusig vo ihrem Heimatdorf, vo Borisried derbär u blaßt gar schuderhaft schön i d'Wält use: „M-tä, M-tä, M-tätä“ — ganz dütlig het si der dicke Hänni Fridu gseh, wi-n-er mit syne dicke Pfusibacke i di groki Tüdere ine blase het — jez isch si wider us em Murteese gfare; ds Schiff isch prächtig bekränzt gsi u ds Marteli isch imene ganz fürrrote Rödli näbe re gsässe — jez laufst zvordersch vüre uf ds Schiff u hälset überus. „Marteli, ums Gottsville, chumm dahäre,“ het si-n-ihm grueft, aber ds Marteli het nüt ghört un isch ging wnter use ghasset — si hets wölle ga näh, aber si isch nid vom Gläck cho u derzue het si gseh, daß si es großes Loch im Strumpf het. — Jez ghört me plötzlig der Fürhaspel vom Münsherturm abe, Lüt sy cho z'lause u hei brüele.

„Fürio, Fürio!“ — Groß Wälle hei jez a ds Schiff gschlage un es het wüescht asa helte. Zumene chlyne Löchli isch Wasser ine cho u ds Schiff isch langsam gsunke. Ging meh Wasser u höher Wälle sy cho u der Frau Ramseyer Schüpfung isch bis meh weder halb use versprützt gsi. Bis under d'Arme isch si im Wasser gstanne — — „Häbet mi, häbet mi, Batter, Batter!“, brüele d'Frau Ramseyer, dräit si zweu mal um — — un erwachet. Der Robi het syder i ds Land use traumet gha un isch ordeli erchlüpft ab däm Geuß, u Marteli, wo natürlig o drab erwachet isch, het lut asa brüele.

„Eh myn Gott, wi isch das schützlig — wo bin i jez ömel o gsi?“ Es isch ere no ganz trümmelig gsi u mit große Auge het si umenandgluegt. Du isch si wider zue re sälber cho u der Stei im Mage het o tifig wider asa drüde. — Robi het das Gstelaasch am Bode zämegruumt u si hei si langsam uf e Heiwäg gmacht.

„Da gfiels mer jez ömel o no deheime z'sy!“, het der Batter Ramseyer gmeint, wo si im Bruggah bimene große subergfäge Guggisbärgerhaus verby chome, wo i der guepflegte Höchstet gälbli u roti Beihüsli gstanne sy u wo Bueberole u Cheisserchrone blüeit hei im schön grangscherte Garte —, „u du Mueter, wi hättisch du's?“

„Ja minetwäge wohl,“ seit d'Mueter, „es wurd mer's scho chönne, aber wen i nume um der Tisiggottswille wüht, wi das e Zueversicht isch deheime.“

„Jež dänt doch nid ging a das, du machsch eim ja ganz tubetänzig!“

„Uf das het si nüt meh gseit — si het ihre Chummer für sich bhalte un isch still näbem Ma un em Chinn gäge Schwarzeburg abeglüsse. Si isch jez ganz sicher gsi, daß si der Hahne het offe glah. — Um Bahnhof z'Bärn i däm Ülegramsel inne ischs ere wider grüslig, grüslig schwär worde — wo si gäg der Bündefäldstraß chome, het si gmeint, si sinkt zäme, so hei re d'Bei gschlotteret. Mi het jez afe ihres Huus möge gseh. „Gott Lob u Dank, es lauft ömel afe nid zu de Fänschter us,“ seit si u liegt a Stärnehimmel use. — Robi het se a Arm gnoh un isch mit ere gäg der Hustür zue. Härzhaft het er ufta — im Gang het me nüt bsunders gmerkt. D'Frau Ramseyer isch uf em underichtie Tritt abghödet — si hätti unmöglig meh wnter chönne.

Robi macht d'Logistür uf u geit schnuerstraads gäg em Badzimmer zue u — — richtig isch alls i der Ornig gsi! D'Wanne isch halb voll Wasser gsi u drinne sy fridlich em Martelis drü dräfige Wärdligfürsteli gschwumme! — „Gäll jez, i ha der's ja gseit,“ rüest der Robi halb taub u halb lächerlig oben abe, „hesch aber einisch vergäbe Angst gha!“

— — — — — Fasch zum Briegge ischs der Frau Ramseyer gsi, wo si alli drü zäme im Badzimmerli enand agluegt hei — „jez hesch nüt gha vo däm schöne Tag, nüt als Chummer u Angst,“ het si für sech sälber gseit. — Robi hets glächeret. „Will jez alls eso gue abglüffen isch,“ seit er, „so ga mer de äxtra der nächst Sunntig wider e Strich us!“ „U bravo, bravo,“ rüest ds Marteli u chlatschet i d'Hänn vor Freud.

„Batter,“ seit d'Mueter Ramseyer u liegt ihre Ma fesch a, „Batter, i ha jez ei Chehr gnue vo Luschtreisli u we d'mer wosch e Freud mache, so blybe mer alli drü schön deheime der nächst Sunntig. I machen ech de derfür öppis rächt guets z'Zmittag.“

Der Sumpf.

Am 31. Juli wird Poincaré nach London gehen und sich mit Lloyd George über das Reparationsproblem unterhalten. Der Mann geht als Sieger der Haager Konferenz, die sich unter dem Achselzucken der Welt aufgelöst hat. Poincaré kann sich darauf berufen, daß die Russen nicht die